

# Gloria Anzaldúa oder translinguale Friktionen in Grenzräumen

In diesem Abschnitt unserer Vorlesung über die Frage, was es heißt und zu welchem Ende man Romanische Literatur- und Kulturwissenschaft studiert, möchte ich Sie von der spannungsvollen Bewegung zwischen Osten und Westen, zwischen Orient und Okzident herausholen und zu einer Bewegung führen, die zwischen Norden und Süden pendelt. Mit Salman Rushdie sind wir in den Bereich der Literaturen ohne festen Wohnsitz gelangt. Ich möchte Ihnen gerne diese Literaturen des ZwischenWeltenSchreibens<sup>1</sup> nunmehr an einem weiteren Text vorführen, der uns jetzt im Übergang von der anglophonen zur hispanophonen Welt begleitet und genau die Grenzproblematik und die Problematiken ständiger Transgressionen genau in jenem Teil der Erde vor Augen führt, der als der vielleicht paradigmatischste unter allen möglichen paradigmatischen Grenzräumen gelten kann.

Wir hatten bereits besprochen, dass eine besondere Bedeutung für die Romanistik die Einbeziehung jener Grenz- und Überlappungsräume besitzt, die sich zwischen verschiedenen romanischen Sprachen wie etwa im Überlappungsbereich des Portugiesischen und Spanischen ergeben, wo sich translingual verschiedene literarische Formen des *Portuñol* herausgebildet haben. Wichtig für die Romanistik sind aber ebenso unterschiedliche transkulturelle und damit auch translinguale Phänomene, welche sich zwischen den Sprachen der Romania und der Anglophonie entwickeln konnten.

Dabei soll es im Folgenden um den paradigmatischen Grenzraum der *Borderlands*, um den Grenzbereich zwischen mexikanischer Hispanophonie und US-amerikanischer Anglophonie und damit zugleich um Grenzräume zwischen Erster und Dritter Welt, zwischen Angloamerika und Hispanoamerika, zwischen den USA im Norden und Mexiko im Süden gehen. Dass die Dinge freilich nicht so einfach sind und sich nicht leicht in ein Hier und ein Dort, in ein ‚Anglo‘ und ein ‚Hispano‘ aufteilen lassen, soll uns ein hochkomplexer Text aus der Feder von Gloria Anzaldúa zeigen. Wie in Salman Rushdies *East, West* sind auch in diesem Textbeispiel beide Welten nicht strikt voneinander geschieden, sondern inkarnieren die verschiedenartigsten Verwebungs- und Vernetzungsphänomene, die wir uns gleich ein wenig näher anschauen wollen.

---

<sup>1</sup> Vgl. hierzu Ette, Ottmar: *ZwischenWeltenSchreiben. Literaturen ohne festen Wohnsitz (ÜberLebenswissen II)*. Berlin: Kulturverlag Kadmos 2005.

Vorausgeschickt sei – und mir ist diese Anmerkung wichtig –, dass Sie bei der Auswahl unserer Textbeispiele jetzt bitte nicht denken, dass wir uns von den ‚Rändern‘, von der ‚Peripherie‘ einem bestimmten ‚Zentrum‘ oder ‚Kern‘ der Romanistik annähern wollten. Nichts wäre irriger und irreführender als dies anzunehmen. Denn die hier zu Grunde gelegte Konzeption der Romanistik als Archipelwissenschaft bedeutet und bringt mit sich, dass es kein Zentrum und keine Peripherie mehr gibt, sondern dass die Beziehungen zwischen den verschiedensten Inseln und Inselwelten der Romanistik nicht länger von Asymmetrie geprägt sind, sondern als solche, als Relationalität, im Mittelpunkt stehen.

Es gibt daher keine Unterscheidung zwischen wichtigen und nicht so wichtigen Bereichen der Romanistik mehr: Gustave Flaubert ist nicht *per se* um so vieles wichtiger als Gloria Anzaldúa. Vielmehr hängt es von der jeweiligen Romanistin oder dem jeweiligen Romanisten ab, die komplexen Wechselbeziehungen und Kontextualisierungen der untersuchten literarischen Phänomene in ihrer Komplexität aufzuzeigen und damit auf die spezifische Wichtigkeit eines Gegenstandsbereichs vermittels dessen Vielbezogenheit aufmerksam zu machen.

Ich erinnere mich noch gut – und sehen Sie mir diese kleine persönliche Anekdote nach – an die Feier zu Ehren all der Freiburger Doktorandinnen und Doktoranden, die in den Geisteswissenschaften an der Albert-Ludwigs-Universität promoviert hatten. Da war diese diffuse Unterscheidung zwischen ‚wichtig‘ und ‚weniger wichtig‘ noch mit Händen zu greifen oder Ohren zu hören. Ich hatte ursprünglich bei Erich Köhler über Marcel Proust promovieren wollen. Doch der überraschende, allzu frühe Tod von Köhler stellte alles wieder in Frage. Wäre alles anders gekommen und hätte ich über Marcel Proust promoviert, so wäre meine Arbeit, drei bis vier Jahre für Recherche und Schreiben vorausgesetzt, zu einem Zeitpunkt erschienen, als in ganz Deutschland damals sage und schreibe sieben Dissertationen zu Marcel Proust vorgelegt wurden.



**Abb. 9:** Erich Köhler (1924–1981).

Auch bei der Freiburger Abschlussfeier, bei der man die Promotionsurkunde erhielt und jeweils nach dem Aufruf des Namens einen langen Gang in der Mitte umgeben von Applaus vor zum Rednerpult gehen musste, gab es eine dieser zahlreichen Dissertationen über Marcel Proust, den ich ja als Schriftsteller – wie Sie aus anderen Vorlesungen wissen – sehr verehere. Als beim Vorlaufen der Doktorand\*in der Name des französischen Schriftstellers genannt wurde, ging ein Raunen durch den Saal und ein starker, kräftiger Applaus zeigte die Wertschätzung an, die das geneigte Publikum von seinem Gegenstand her einer solchen Doktorarbeit entgegenbrachte. Als ich selbst nach vorne gerufen und mein Thema über José Martí genannt wurde, gab es kaum einen im Saal, der gewusst hätte, was es mit diesem kubanischen Dichter, den wir in unserer Vorlesung noch kennenlernen werden, auf sich hatte. Ich war bei der schönen Doktorand\*innen-Feyer in keiner Weise wegen des etwas schwächeren Applauses beleidigt; doch dachte ich damals schon, dass sich an derlei Dingen in der Romanistik etwas ändern müsse. Kommen wir aber nun zu unserem zweiten Textbeispiel und der ersten weiblichen Schriftstellerin!

1987 legte die am 26. September 1942 im texanischen Rio Grande Valley geborene Chicana-Autorin Gloria Anzaldúa ihr erstes Buch vor, dessen Titel uns bereits im Grunde viel von dem verrät, was wir im Verlauf unserer Überlegungen in dieser Vorlesung bereits entwickelt haben: *Borderlands / La Frontera. The New Mestiza*. Bereits im Titel dieses Texts wird zum einen eine gewisse ‚Durchmischung‘, eine Transgression der Grenzen zwischen zwei Sprachen angekündigt. Zugleich werden inhaltlich die Grensräume der *Borderlands* wie die Grenzlinie der mexikanisch-US-amerikanischen Grenze in den Fokus gerückt. Zum anderen verweist die Rede von der „New Mestiza“ auf einen kulturtheoretischen Diskurs, der ohne jede Frage aus dem Süden kommt, aus Lateinamerika also, und in dieses Denken der Grenze zwischen Erster und Dritter Welt miteinbezogen werden soll.



**Abb. 10:** Gloria Anzaldúa (1942–2004).

Lassen Sie mich kurz einige Biographeme der in Texas geborenen und am 15. Mai 2004 im kalifornischen Santa Cruz verstorbenen Autorin nachtragen,<sup>2</sup> die unter anderem in der Gewerkschaft der Farmarbeiter politisch aktiv war. Sie war die erste in ihrer Familie, die ein Studium aufnehmen konnte, das sie mit Bachelor und Master auch abschloss. Als die Aktivistin und Autorin im Jahre 2004 an Diabetes verstarb, stand ihre Doktorarbeit kurz vor dem Abschluss; im Jahre 2005 verlieh ihr die University of California in Santa Cruz, wo Anzaldúa hatte promovieren wollen, posthum die Doktorwürde.

Schon Anfang der achtziger Jahre veröffentlichte Gloria Anzaldúa erste Schriften zum Teil auch in Ko-Autorschaft mit Cherríe Moraga, unter anderem eine Anthologie mit Texten der „Women of Color“. Die erste eigene Buchpublikation waren aber dann ihre *Borderlands*,<sup>3</sup> die ihren Ruf als Autorin begründeten. Weitere Veröffentlichungen folgten, darunter auch mehrere zumeist zweisprachige Kinderbücher.<sup>4</sup> Wie Moraga zählt auch Gloria Anzaldúa sich selbst zu den „Women of Color“ wie auch zu den „Lesbian of Color“ und den „Chicanas“, also mehrfach marginalisierte Gruppen, die für viele andere Autorinnen ebenfalls den Boden boten, von dem aus sie ihr Schreiben begannen. Gerade im Bereich der *Lesbian Studies* wurde Anzaldúa mehrfach mit Preisen ausgezeichnet. Da es sich bei dem heute auch in Deutschland gebräuchlichen Begriff „People of Color“ um die simple Übernahme einer rassistischen Bezeichnung handelt, die sich – wie etwa „Gens de Couleur“ – auch in anderen Sprachen findet, gestatten Sie mir bitte, derlei ‚farbige‘ Begriffe stets mit uneigentliche Zitate anzeigenden erhobenen Zeigefingern (und Augenbrauen) nur unter Vorbehalt zu verwenden.

Vielleicht sollte ich an dieser Stelle zunächst erläutern, was unter „Mestiza“, unter „Mestizaje“ und Mestizisierung zu verstehen ist. Wir hatten diese Problematik bereits gegen Ende unserer Vorlesung über den Ausgang des 19. Jahrhunderts zwischen zwei Welten gestreift.<sup>5</sup> Zunächst einmal meint Mestize oder Mestizin das Kind einer Verbindung von Weißen und Indianern oder – bisweilen auch weiter gefasst – von Weißen und Nicht-Weißen überhaupt. Der Begriff ist so alt wie die Conquista, wie die Eroberung des amerika-

<sup>2</sup> Vgl. u. a. die biographische Skizze in Tatum, Charles M. (Hg.): *Encyclopedia of Latino culture. From Calaveras to Quinceaneras*. Greenwood 2004.

<sup>3</sup> Vgl. hierzu den nach ihrer Potsdamer Dissertation über Gloria Anzaldúa vorgelegten neuen Essay über die Wirkung von Anzaldúas Text von Bandau, Anja: *Borderlands revisited: ‚La frontera norte‘ in contemporary Mexican fiction*. In: *iMex Revista* (17.2.2020), S. 19–35.

<sup>4</sup> Vgl. Keating, Ana Louise (Hg.): *The Gloria Anzaldúa Reader*. Duke University Press 2009.

<sup>5</sup> Vgl. hierzu den vierten Band der Reihe „Aula“ in Ette, Ottmar: *Romantik zwischen zwei Welten* (2021), insb. S. 243 ff.

nischen Kontinents selbst<sup>6</sup> und gibt die bereits früh einsetzende geschlechtliche Praxis einer im Zeichen des Kolonialismus stehenden Verbindung zumeist von weißen Männern mit indigenen Frauen wieder. Die überwiegend spanischen Männer waren in aller Regel ohne Frauen nach Amerika gekommen, so dass sie ganz im phallogozentrischen Sinne im Zuge ihrer Eroberung auch die geschlechtliche Eroberung gleichsam als ihr gutes Erobererrecht verstanden.<sup>7</sup> Die umgekehrte Verbindung, also die zwischen männlichen Indigenen und weißen Frauen, blieb bis heute äußerst rar und stellte noch im 19. Jahrhundert etwa in der argentinischen Literatur oder im 20. Jahrhundert im US-amerikanischen Western eine geradezu unvorstellbare, diffus Angst einflößende Verbindung dar. In jedem Falle sind die Mestizenkinder, die „Mestizos“ oder „Mestizas“ die Früchte einer Verbindung, die erst sehr viel später legalisiert werden sollte.

Die Frage nach der *New Mestiza* stellt freilich nicht diese bis auf die Epoche der Conquista zurückreichende Verbindung ins Zentrum, sondern letztlich ein Denken, das sich am „Mestizaje“ orientiert. Gehen wir kurz auf die Geschichte dieses Denkens ein! An den realen Mestizaje knüpfte sich eine Kulturtheorie und eine Projektion der künftigen Entwicklung Lateinamerikas an, die ganz ohne jeden Zweifel in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit José Martí und insbesondere seinem 1891 erschienenen Essay *Nuestra América* ihren ersten literarischen wie kulturtheoretischen Höhepunkt erreichte.<sup>8</sup>

In diesem wegweisenden Essay sprach José Martí von „Nuestra América mestiza“ und von der Notwendigkeit, eine Existenz verschiedener ‚Rassen‘ mit jeweils sehr unterschiedlichen Voraussetzungen, die zu einer Hierarchie der ‚Rassen‘ überleiten könnte, als pure Projektion und als Rassismus von – wie er sich ausdrückte – weltfremden Schreibtischlampendekern zu verurteilen. An die Stelle derartiger Vorstellungen setzte er ein Denken, das – wie wir heute feststellen können – durchaus auch Züge der Hybridität enthielt und entwickelte, vor allem aber den Gedanken eines mestizischen Amerika propagierte, das gleichsam die verschiedensten Kulturen, Traditionen und Herkünfte zu einer einzigen Einheit verbinden sollte. Bei seinen Überlegungen zum Mestizaje im lateinischen Amerika handelte es sich folglich um eine Zukunftsvision.

Was bei José Martí als ein höchst positives Ergebnis der Rassenmischung gesehen wurde, erschien bei anderen Denkern wie etwa Carlos Octavio Bunge als

---

<sup>6</sup> Vgl. daher auch die Erörterungen im siebten Band der Reihe „Aula“ in Ette, Ottmar: *Erfinden Gefunden* (2022).

<sup>7</sup> Vgl. Hölz, Karl: *Das Fremde, das Eigene, das Andere. Die Inszenierung kultureller und geschlechtlicher Identität in Lateinamerika*. Berlin: Erich Schmidt Verlag 1998.

<sup>8</sup> Vgl. zur Deutung von *Nuestra América* den vierten Band der Reihe „Aula“ in Ette, Ottmar: *Romantik zwischen zwei Welten* (2021), S. 1010 ff.

durchaus gefährlich und negativ, sei ein mestizisiertes Volk doch letztlich ein krankes Volk, das den starken Völkern des Nordens nicht länger Paroli bieten könne.<sup>9</sup> Wir stoßen in diesem Kontext auf eine Denktradition, die sich bereits im 16. Jahrhundert finden lässt, ihrerseits auf antike Traditionen zurückgeht und letztlich beinhaltet, dass auf Grund anderer Klimabedingungen bereits die Wohngebiete des Planeten in gemäßigten Breiten und Klimazonen die besseren und für die Entwicklung des Menschengeschlechts günstigeren seien.

Einem solchen Denken schloss sich die Entwicklung des Rassedenkens und vor allem des Rassismus im 19. Jahrhundert an, das – wie etwa bei Houston Stewart Chamberlain – auf Vorstellungen des 18. Jahrhundert von der naturgegebenen Rückständigkeit, Dekadenz und Schwäche aller Lebensformen in den heißeren Klimazonen speziell auch in Amerika ausging. Wir haben uns in einer anderen Vorlesung mit derlei Vorstellungen etwa bei Cornelius de Pauw auseinandergesetzt<sup>10</sup> und in diesem Zusammenhang auch gesehen, dass sie Eingang etwa in Georg Wilhelm Friedrich Hegels Philosophie der Weltgeschichte fanden. Ein Alexander von Humboldt wehrte sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Kräften gegen alle pseudowissenschaftlichen Vorstellungen, die von einer Dekadenz all jener Organismen, Tiere und Menschen daherschwadronierten, die etwa aus Europa in die heißen Regionen des ‚Neuen Kontinents‘ übergewechselt waren.

All dies bedeutet letztlich, dass die Frage nach dem Mestizaje eine sehr lange und zumeist pejorative Tradition besitzt, die sich auch im Kontext der spanischen Vorstellungen von der „*Limpieza de sangre*“ finden lassen. Für unseren Denkkontext aber ist interessant, dass sich eine positive Wertung des Mestizaje-Prozesses und seiner Ergebnisse gerade im hispanoamerikanischen Modernismo und vor allem bei José Martí finden lässt. Über den großen Kubaner des 19. Jahrhunderts und sein Denken verläuft eine Traditionslinie, die nicht nur später in Kuba – und übrigens auch teilweise in Brasilien –, sondern ebenso in Mexiko aufgegriffen und weitergeführt wurde.

So hat der mexikanische Intellektuelle, Philosoph und zeitweilige Bildungsminister Mexicos José Vasconcelos um 1926 in einer wichtigen Schrift unter dem Titel *La raza cósmica* eine Entwicklungsgeschichte der gesamten Menschheit skizziert, die nach dem Durchlaufen der Herrschaft jeweils bestimmter ‚Rassen‘ – also der schwarzen, der gelben, der kupferfarbenen und der weißen – nun auf ein Zusammenlaufen, auf eine Konfluenz, auf eine Vermischung aller ‚Rassen‘

<sup>9</sup> Vgl. zur Metapher vom ‚kranken Kontinent‘ den siebten Band der Reihe „Aula“ in Ette, Ottmar: *Erfunden Gefunden* (2022).

<sup>10</sup> Vgl. hierzu den fünften Band der Reihe „Aula“ in Ette, Ottmar: *Aufklärung zwischen zwei Welten* (2021), S. 296 ff.

hinauslaufen werde.<sup>11</sup> Im Fluchtpunkt all dieser Entwicklungen – so befand das ehemalige Mitglied des mexikanischen *Ateneo de la Juventud* – müsse nunmehr aber Amerika und zwar vor allem und an erster Stelle Lateinamerika stehen. Denn in diesem ‚lateinischen‘ Amerika fanden sich alle ‚Rassen‘ dieses Planeten, mithin die Indianer, die Schwarzen, die Asiaten und die Weißen zu einer einzigen, eben kosmischen Rasse zusammen, die nun den höchsten und fortgeschrittensten Entwicklungsstand innerhalb einer langen und verwickelten Menschheitsgeschichte markieren werde. Sie sehen: In José Vasconcelos’ *Raza cósmica* wird die positive Entwicklungslinie des Mestizaje fortgeschrieben und zugleich auf die gesamte Menschheitsgeschichte bezogen. Man kann in den vor allem seit den ausgehenden siebziger Jahren geführten und unter frankophonen Vorzeichen stehenden Debatten um die zunehmende ‚Kreolisierung‘ der Menschheit eine Fortsetzung dieser Diskussionen um Mestizisierung sehen.

Wir waren bereits in einer anderen Vorlesung<sup>12</sup> auf die Tatsache gestoßen, dass die Idee des Mestizaje auf einer fusionellen Rhetorik basiert, einer Verschmelzung, wie Sie sie als Ideal auch lange in den USA etwa in der Metapher des „Melting Pot“ nachweisen können, also gleichsam einer Art Eintopf, in der sich alles miteinander vermischen werde. Ich gehe hier nicht auf die Rede von der Salatschüssel, vom „Salad Bowl“ ein, die vielleicht der Sache stärker gerecht wird, sind hier doch alle Ingredienzien, also Tomaten und Paprika und grüner Salat, nicht miteinander vermischt, sondern liegen multikulturell schön nebeneinander, gleichsam in getrennten Stadtvierteln. Böse Zungen sprechen statt des Melting Pot übrigens gerne von einem Säurebad, in welches in den USA alle Kulturen hineingeworfen werden mit dem Effekt, alles an ihnen Eigene abzugeben und zu verlieren. Doch zurück zu den kulinarischen Metaphern!

Die Eintopfmetapher hatte vor allem unter karibischen Vorzeichen Fortüne und findet sich etwa bei dem kubanischen Anthropologen und Kulturtheoretiker Fernando Ortiz, der im Verlauf der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die von lateinamerikanischer Seite aus wohl wichtigsten Beiträge zur Kulturtheorie nicht allein Lateinamerikas und der Karibik vorlegte. Mit seinem berühmten, erstmals 1940 erschienenen *Contrapunteo cubano del tabaco y el azúcar* schuf er den Neologismus der „Transculturación“, unter der er nun nicht mehr eine Akkulturation im Sinne einer Assimilation einer zuvor kulturlosen menschlichen Gruppe an einen vorgegebenen kulturellen Standard verstand, sondern eine Art mobiler Übereinanderlagerung verschiedener Kulturen, bei der es nicht

---

<sup>11</sup> Vgl. ausführlich zu José Vasconcelos den siebten Band der Reihe „Aula“ in Ette, Ottmar: *Erfunden Gefunden* (2022).

<sup>12</sup> Vgl. hierzu ebda, ....

zuletzt durch Migrationen, Vertreibungen und Deportationen zu Entwicklungen kommt, die durchaus auch kulturelle Verluste, eine Inkulturation und Dekulturation, mitbeinhalten können. Mit Fernando Ortiz und seinem *Contrapunteo* tritt die Diskussion, so ließe sich sagen, in eine wissenschaftlich geführte Phase differenzierter Auseinandersetzungen ein.

Entscheidend aber für uns ist, dass der Begriff der Transkulturation sich bereits auf mehr als halbem Wege zu einem Denken befindet, das man unter das Stichwort ‚kulturelle Heterogenität‘ oder ‚kulturelle Hybridität‘ stellen könnte. Zu diesem Diskussions- und Forschungsbereich kam bereits in den achtziger Jahren eine schöne kommentierte Bibliographie heraus, die Hunderte von Titeln, Aufsätzen und Büchern vermerkte und anzeigte, dass es sich bei dieser Frage um eine der wohl am meisten diskutierten Problematiken im Bereich der Kulturtheorie der näheren Gegenwart handelt. Heute haben die meisten Debatten um Fragen der Transkulturalität den großen Vorteil, nicht mehr von statischen Kulturfeldern, sondern von *bewegungsgeschichtlich* zu erfassenden Mobilitäten auszugehen, in denen Kulturbegriffe nicht länger als immobil und wesenhaft, sondern als sich rasch verändernde Bewegungsbegriffe aufgefasst werden.

Anders als die Rede vom Mestizaje hat die These von der kulturellen Heterogenität oder Hybridität den Blick dafür geschärft, dass es im Grunde nicht zu Verschmelzungsprozessen kommt, sondern zu einer Hybridisierung, in der sich die beiden oder mehreren Kulturen wechselseitig zwar beeinflussen, aber durchaus ihr Eigenleben, ihren Eigen-Sinn bewahren. Dies öffnet zugleich den Blick für ein Verständnis, das von der gleichzeitigen Koexistenz verschiedenartiger Logiken ausgeht. Dies kann natürlich sowohl multikulturell als auch interkulturell oder transkulturell gedeutet werden, wobei wir unter *multikulturell* ein mehr oder minder berührungsloses Nebeneinander verschiedener Kulturen, unter *interkulturell* eine Dialogsituation von Kulturen, die sich gleichzeitig aber nicht durchdringen, und unter *transkulturell* eine wechselseitige Durchdringung mit einer starken Veränderung der beteiligten Kulturen verstehen wollen.

Diese klare Begrifflichkeit soll Ihnen das Verständnis in einem kulturtheoretischen Diskussionsbereich erleichtern, der bisweilen so verwirrend schön wie eine tropische Mangrovenlandschaft wirkt. Doch auf die Landschaftsformationen der Mangroven komme ich an späterer Stelle in unserer Vorlesung noch zurück. In jedem Falle läuft alles nicht einfach auf eine kulturelle Verschmelzung, sondern auf die Entwicklung neuer, ja neuartiger kultureller Phänomene hinaus, die auch noch *nach* der vierten Phase beschleunigter Globalisierung von größter Bedeutung sind.

Halten wir uns diesen hier nur sehr kurz skizzierten Entwicklungsgang in der Theoriebildung vor Augen, so erscheint der Rückgriff Gloria Anzaldúas auf den Begriff der „Mestiza“ beziehungsweise „New Mestiza“ folglich als etwas an-

tiquiert, zumal er im Verlauf des Bandes auch explizit von José Vasconcelos her bezogen wird. Allerdings ist Vorsicht geboten, denn immerhin erscheint die Mestizin – und die Verwendung der weiblichen Form ist wichtig – ja als *neue* Mestiza, wobei noch zu klären sein wird, was denn an Gloria Anzaldúas Mestizinnen-Konzept neu sein kann. Doch darauf wollen wir noch näher eingehen!

Interessanterweise wählte die Chicana-Autorin, Feministin und lesbische Aktivistin just jenen geographischen Bereich der „Borderlands“, der Grenzräume zwischen Mexico und den USA, zwischen San Diego und Tijuana, El Paso und Las Cruces aus, in dem just Néstor García Canclini, der argentinische Nestor der lateinamerikanischen Hybriditätsforschung im Bereich der Anthropologie, Jahre zuvor seine Zelte aufgeschlagen und von hier aus jene Theorien aufgestellt hatte, die dann fast zeitgleich mit Gloria Anzaldúas *Borderlands / La Frontera* erstmals 1988 in seinem berühmten Buch *Culturas híbridas* kulminierten.<sup>13</sup> Wir sehen also: Die mexikanische Nordgrenze zu den USA, die auf mexikanisch schlicht „La Frontera“ heißt, war im Verlauf der achtziger Jahre auf Grund der Migrationen und Grenzüberschreitungen, die sich dort täglich massenhaft abspielten, zu einem bevorzugten kulturtheoretischen Untersuchungs- und Reflexionsgegenstand geworden. Sie ist dies nicht nur bis heute geblieben,<sup>14</sup> sondern auch zu einem Spielball politischer Emotionen geworden, die Donald Trump in seinem Wahlkampf wie in seiner wahlkämpferischen Amtszeit auf unsägliche Weise populistisch ausschlachtete.

Gloria Anzaldúas Buch trägt eine Widmung: „This book is dedicated *a todos mexicanos* on both sides of the border.“ Bitte verzeihen Sie mir, wenn ich die Zitate dieser Autorin anders als in allen meinen Vorlesungen nicht selbst ins Deutsche übersetze, da ich Ihnen auch das Zusammenspiel von Englisch und Spanisch zeigen möchte, das sich in ihren Texten zeigt. Ich gehe einfach davon aus, dass Sie das Englische schon verstehen werden und die spanischsprachigen Einsprengsel darin leicht als Formen des Spanglischen verstehen werden.

Die Widmung gerade an die Mexikaner, hier freilich in einem etwas fragwürdigen Spanisch, enthüllt in gewisser Weise ihre Sympathien für jene, die als die Schwächeren in diesem Prozess der asymmetrischen Macht-, Wirtschafts- und Verhältnisse erscheinen und darin eher die Opferrolle einnehmen.

---

<sup>13</sup> Vgl. hierzu García Canclini, Néstor: *Culturas híbridas. Estrategias para entrar y salir de la modernidad*. México: Grijalbo 1990.

<sup>14</sup> Vgl. die auf nicht ungefährlichen Feldforschungen in den *Borderlands* beruhende schöne Potsdamer Dissertation von Herrera Bórquez, Kenya: ‚*La cabrona aquí soy yo*‘. *Cuerpos y subjetividades femeninas en la narcocultura de la frontera norte de México*. Potsdam: Universitätsverlag Potsdam 2019.

Es handelt sich dabei um einen Prozess, der sich gerade im Verlauf der achtziger und neunziger Jahre verschärfte und sich in einer immer stärker auf mittelamerikanische Migrationsströme ausdehnenden Weise sukzessive zuspitzte.

Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang der sprachliche Aspekt, demzufolge der „Border“ immer auch den „Order“, die Ordnung und die Anordnung, beinhaltet. Donald Trump hat populistisch bei seinen Wählern an diese Ordnung appelliert und dafür eine Mauer aus dem Wüstenboden gestampft, die so hoch und so stark als irgend möglich sein musste. Wenn die Umfragen nicht täuschen, ist ihm das Wahlvolk der USA dafür noch immer dankbar: „Border means Order.“

Doch in Gloria Anzaldúas Widmung ihres Bandes wird bereits deutlich gemacht, dass die Grenzen des Nationalstaats längst nicht mehr mit jenen der geburtsmäßigen Herkunft übereinstimmen, Nationalität also nicht länger mit Nativität in eins fällt. Ich möchte Ihnen gerne zu Beginn unserer Beschäftigung den Auftakt in der „Preface“ zu Gloria Anzaldúas *Borderlands / La Frontera* zeigen; widmen wir uns also einem weiteren Paratext dieses Bandes:

The actual physical borderland that I'm dealing with in this book is the Texas – U.S Southwest/Mexican border. The psychological borderlands, the sexual borderlands and the spiritual borderlands are not particular to the Southwest. In fact, the Borderlands are physically present wherever two or more cultures edge each other, where people of different races occupy the same territory, where under, lower, middle and upper classes touch, where the space between two individuals shrinks with intimacy.

I am a border woman. I grew up between two cultures, the Mexican (with a heavy Indian influence) and the Anglo (as a member of a colonized people in our own territory). I have been straddling that *tejas*-Mexican border, and others, all my life. It's not a comfortable territory to live in, this place of contradictions. Hatred, anger and exploitation are the prominent features of this landscape.

However, there have been compensations for this *mestiza*, and certain joys. Living on borders and in margins, keeping intact one's shifting and multiple identity and integrity, is like trying to swim in a new element, an 'alien' element. [...]

The switching of 'codes' in this book from English to Castilian Spanish to the North Mexican dialect to Tex-Mex to a sprinkling of Nahuatl to a mixture of all of these, reflects my language, a new language – the language of the Borderlands. There, at the juncture of cultures, languages cross-pollinate and are revitalized, they die and are born. Presently this infant language, this bastard language, Chicano Spanish, is not approved by any society. But we Chicanos no longer feel that we need to beg entrance, that we need always to make the first overture – to translate to Anglos, Mexicans and Latinos, apology blurting out of our mouths with every step. Today we ask to be met halfway. This book is our invitation to you – from the new *mestizas*.<sup>15</sup>

---

15 Anzaldúa, Gloria: *Borderlands / La Frontera. The New Mestiza*. San Francisco: Aunt Lute 1987, Preface.

Bereits im Vorwort wird überdeutlich, wie sehr in diesem ganzen Band die Problematik der Grenze und der Grenzüberschreitung alles dominiert. Dies reicht bis hin zur Selbstbezeichnung der Autorin beziehungsweise Erzählerin in diesem Schwellentext des Vorworts als „border woman“, als Grenz-Frau, in deren Körper all diese Grenzen zusammenlaufen. Das Vorwort identifiziert gleichsam die Ich-Stimme mit jener der realen textexternen Autorfigur. Doch sollten wir dieser Stimme nicht auf den Leim gehen und eine simple Identifikation zwischen textinterner und textexterner Erzählinstanz vornehmen: Beachten wir also die Grenze und beobachten wir eventuelle Grenzverschiebungen! Wir haben es schließlich mit einem literarischen Text zu tun, der freilich – wie wir noch sehen werden – in vielfältigster Weise einen *fiktionalen* Status besitzt.<sup>16</sup>

Gleichzeitig wird in diesen Formulierungen klar, dass sich die Frage des Grenzlands und der Grenzen – trotz aller Insistenz auf dem Begriff des Territorialen – nicht auf das Räumlich-Territoriale beschränkt, sondern auch andere, metaphorische Dimensionen und Aspekte mitaufnimmt. Diese Integration anderer Isotopien betrifft insbesondere die der sexuellen Grenzen und Grenzziehungen, also die Problematik von Körper und Körperlichkeit beziehungsweise von *Sex* und *Gender*, wobei sich deutlich der Bezug zu den sich zeitgenössisch stark entwickelnden *Queer Studies* herstellen lässt.

Mit diesen Grenzziehungen – übrigens auch im spirituellen Bereich – ist im weiteren Verlauf des Bandes ebenfalls die Grenzüberschreitung von hetero- zu homosexuellen Geschlechterbeziehungen mitgemeint, insoweit die Erzählerinnenfigur und das lyrische Ich ebenso wie die reale Autorin aus Fleisch und Blut sich zur gleichgeschlechtlichen lesbischen Liebe bekennen. Die sich als indigene Frau mexikanischer Abstammung im texanischen Grenzbereich outende und für ihre Rechte eintretende Chicana bringt auf diese Weise eine Vielzahl konventioneller Grenzziehungen ins Spiel und zugleich in Bewegung. Man könnte mit Fug und Recht formulieren, dass sich die Position dieses Texts in den texanisch-mexikanischen ‚Borderlands des Mestizaje‘ als zugleich homosexuell und heterokulturell umschreiben ließe. Die daraus resultierende ‚multiple Identität‘ – die uns bereits ein wichtiges Element der Selbstdeutung mitgibt – zeigt an, dass diese Fragestellung im Text selbst auch kritisch reflektiert werden wird. Man könnte mit guten Gründen daraus den Schluss ziehen, dass der gesamte Text von einer Vielzahl von *Zugehörigkeiten* durchzogen wird, die wechselseitig miteinander in Konflikt stehen.

---

<sup>16</sup> Vgl. hierzu ausführlicher Kapitel 5 sowie Ette, Ottmar: *Roland Barthes. Eine intellektuelle Biographie*. 3., unveränderte Auflage. Berlin: Suhrkamp Verlag 2012, S. 308–312.

Des Weiteren erfolgt bereits im Vorwort eine generelle Ausweitung dieser Thematik weit über die konkrete Grenze und den damit gemeinten Raum hinaus, gleichsam die Universalisierung einer Lebenssituation, in der nicht allein die sozialen Klassen und die Klassenzugehörigkeit, sondern auch andere Zugehörigkeiten zu ‚Rassen‘, Kulturen und Gruppen weltweit miteinbezogen sind. *En filigrane* paust sich an diesen Stellen bereits José Vasconcelos' Diskurs aus *La raza cósmica* durch.

Der Anspruch der indigenen Chicana Gloria Anzaldúa ist daher ein allgemeiner, ja die gesamte Menschheit umfassender, der weit über die Chicana-Problematik in den Borderlands zwischen den USA und Mexiko hinausreicht. Wir werden noch sehen, dass diese Fragestellungen in besonderem Maße die Women-of-Color-Bewegung, die Lesbischen und Gay-Gruppen und die spezifische Mestiza-Zugehörigkeit zwischen im Grunde drei Gruppen betrifft: Diese Zugehörigkeiten beziehen sich jenseits der Grenze zwischen den USA und Mexiko auf die Latinas, auf die „Indias“ und auf die „Anglos“. Dies ist also grob skizziert der kulturelle Rahmen, in den sich dieses aufrüttelnde Grenzbuch vom Ende der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts einschreibt.

Schließlich kommt noch ein weiterer und ganz entscheidender Aspekt hinzu: die Sprache, derer sich Gloria Anzaldúa bedient. Im Vorwort zu *Borderlands / La Frontera* wird auf die Vielsprachigkeit dieses Texts aufmerksam gemacht, dessen Grundsprache – um es so auszudrücken – das Englische ist, zugleich aber in einer Form, die das Code-Switching – wie wir bereits sahen – mit anderen Sprachen, hauptsächlich dem Spanischen, aber auch mit indigenen Sprachen wie dem Náhuatl oder mit weiteren Dialekten miteinschließt.

Aufschlussreich ist damit die ostentativ präsentierte Vielsprachigkeit, die Verwendung dialektaler oder nicht-standardisierter Sprachvarietäten und die Tatsache, dass dieses Oszillieren unter Einschluss mancher Náhuatl-Ausdrücke zu einem Charakteristikum des gesamten Grenz-Texts wird. Wie sehr diese Dimension in der Tat mit der Frage der Körperlichkeit und anderen Grenzerfahrungen verbunden ist, können wir an einer Passage sehen, die unsere Ich-Erzählerin beim Zahnarzt in einer Situation zeigt, in der man zwar des Öfteren nicht gut sprechen kann, aber gleichwohl die Zunge nicht immer ruhig hält – jedenfalls nicht so ruhig, wie der Zahnarzt dies möchte.

Im nachfolgenden Zitat hat dies damit freilich seine besondere Bewandnis. Daher beginnt das fünfte Kapitel unter dem Titel „How to Tame a Wild Tongue“, also wie man eine wilde Zunge zähmen kann, mit einer Szene, in der ein männlicher Zahnarzt zur Durchführung seiner dentalen Behandlung mit wachsendem Verdruss versucht, die Zunge der weiblichen Ich-Figur irgendwie stillzustellen:

“We’re going to have to control your tongue,” the dentist says, pulling out all the metal from my mouth. Silver bits plop and tinkle into the basin. My mouth is a motherlode.

The dentist is cleaning out my roots. I get a whiff of the stench when I gasp. “I can’t cap that tooth yet, you’re still draining,” he says.

“We’re going to have to do something about your tongue,” I hear the anger rising in his voice. My tongue keeps pushing out the wads of cotton, pushing back the drills, the long thin needles. “I’ve never seen anything as strong or as stubborn,” he says. And I think, how do you tame a wild tongue, train it to be quiet, how do you bridle and saddle it? [...]

I remember being caught speaking Spanish at recess – that was good for three licks on the knuckles with a sharp ruler. I remember being sent to the corner of the classroom for ‘talking back’ to the Anglo teacher when all I was trying to do was tell her how to pronounce my name. If you want to be American, speak ‘American’. If you don’t like it, go back to Mexico where you belong.

I want you to speak English. *Pa’hallar buen trabajo tienes que saber hablar el inglés bien. Qué vale toda tu educación si todavía hablas inglés con un ‘accent,’* my mother would say, mortified that I spoke English like a Mexican. At Pan American University, I, and all Chicano students were required to take two speech classes. Their purpose: to get rid of our accents.<sup>17</sup>

Der männliche Englischsprecher repräsentiert die Herrschaft des Englischen über die spanische Muttersprache, jene – um einen Ausdruck von Emine Sevgi Özdamar zu verwenden – *Mutterzunge*, die in Gloria Anzaldúas Text mit feministischem Zungenschlag körperlich und in emanzipatorischer Aktion vorgeführt wird. Auch diese Zunge hat wie in Özdamars Erzähltext keine Knochen, „wohin man sie dreht, dreht sie sich dorthin“ – wie die türkisch deutsche Vertreterin der Literaturen ohne festen Wohnsitz sagen würde. Stillzustellen ist sie nicht: Sie bewegt sich unablässig zwischen den verschiedenen Sprachen, Kulturen und Gesellschaften, Klassen, Ethnien und Dialekten. Und sie pfeift auf die Assimilation und unterwürfige Anpassung an ein angloamerikanisches Berufssystem, das ein akzentfreies Englisch erwartet.

Es ist diese gedrehte Zunge, die Sprachstörung in einem körpersprachlichen Sinne, die ein weibliches Schreiben ermöglicht, das sich bei Gloria Anzaldúa wie bei Emine Sevgi Özdamar, bei Gabriela Mistral wie bei Juana Borrero<sup>18</sup> in unterschiedlichen historischen und kulturellen Kontexten aus einer Krise der Sprache heraus konstituiert und Sprachkritik im Sinne einer unbändigen Bewegung eigener Subjektwerdung manifestiert. Die effektvolle Inszenierung der

<sup>17</sup> Anzaldúa, Gloria: *Borderlands / La Frontera*, S. 53.

<sup>18</sup> Vgl. zu diesen Autorinnen insbesondere die Bände drei und vier der Reihe „Aula“ in Ette, Ottmar: *Von den historischen Avantgarden bis nach der Postmoderne* (2021), S. 423 ff. u. S. 989 ff.; sowie *Romantik zwischen zwei Welten* (2021), S. 1038 ff. sowie den sechsten Band mit dem Titel *Geburt Leben Sterben Tod* (2022), S. 924 ff.

sprachgestörten Frau beinhaltet eine Sprachstörung, die stets auch ein Sprachstörungen als Störung einer herrschenden Sprache ist.

Diese Zunge, die ständig die Normen verletzt und die Ordnung stört, kann nicht gezähmt werden, da es für sie keinen sicheren Bereich des Eigenen, keine fest umgrenzbare Territorialität geben kann. Auch für sie wäre „Border“ schlicht „Order“. Die Bewusstwerdung der eigenen Fremdheit (in) der Mutterzunge eröffnet ein aus weiblicher Perspektive geschärftes Verständnis einer Krise der Sprache, die – im Sinne der deutschen Philosophin Hannah Arendt – ohne eine „nie nachlassende Wachheit und Schmerzfähigkeit“<sup>19</sup> in ihren Bewegungen niemals nachgezeichnet werden könnte. Doch führen wir diesen kurzen Auszug aus Hannah Arendts Biographie von Rahel Levin Varnhagen noch etwas näher aus! Es geht darum, wie und auf welche Weise man ein Bewusstsein des eigenen Schicksals erlangen könne: „Dies gelingt, indem man in der Reflexion sich selbst und anderen die eigene Geschichte immer wieder vor- und nacherzählt; dadurch wird sie zum Schicksal: ‚Es hat ein jeder ein Schicksal, der da weiß, was er für eines hat.‘ Die einzigen Eigenschaften, die man hierzu haben oder in sich mobilisieren muß, sind eine nie nachlassende Wachheit und Schmerzfähigkeit, um treffbar und bewußt zu bleiben.“<sup>20</sup>

Bemerkenswert in der obigen Szene ist des Weiteren, dass die Körpererfahrung und das Ausgeliefert-Sein auf dem Zahnarztstuhl gegenüber dem männlichen und englischsprachigen Zahnarzt und der damit verbundenen Wurzelbehandlung mit den Versuchen in Kindheit, Jugend und Studentenzeit verbunden wird, an der Ich-Erzählerin eine Sprachreinigung durchzuführen, sie von ihrem Spanischen, von ihrem Dialekt, von ihren sprachlichen ‚Fehlern‘ zu befreien. Mit anderen Worten: sie für diese (noch) von weißen Anglos beherrschte Gesellschaft zu *anglonormieren*.

Damit aber wird letztlich die Vielsprachigkeit in einem dominant anglophonen Sprachkontext nicht nur marginalisiert: Die Erzählerin empfindet dies sogar als eine Zerstörung ihrer eigenen Sprache, deren Herkunft im Englischen, aber auch im Spanischen und Náhuatl sowie in dialektalen Formen liegen. Das beharrliche, insistierende und um das eigene Schicksal bekümmerte Schreiben hat gerade mit diesem Aspekt zu tun: mit der Rückgewinnung einer Mutterzunge, auch wenn hier – und dies ist aufschlussreich – die Mutter gerade jene ist, die sich wünscht, dass ihre Tochter keinerlei Akzent – und schon gar keinen mexikanischen – mehr besitzen möge. Denn sie hofft inständig darauf,

---

<sup>19</sup> H. Arendt, *Rahel Varnhagen. Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin aus der Romantik*, München – Zürich <sup>6</sup>1985, p. 10.

<sup>20</sup> Ebda.

dass ihre Tochter nicht länger wie sie selbst in dieser US-amerikanischen Gesellschaft marginalisiert leben müsse.

Das Code-Switching ist in diesem Zusammenhang also unverkennbar ein Dagegenhalten, ein Sich-Wehren gegen eine monolinguale Sprachsituation, die von außen aufgezwungen und durch Anpassungsdruck, durch Strafen und Sprachkurse hergestellt werden soll. Die Autorin wie ihre Erzählerin wehren sich als Chicanas vehement gegen diese *Anglonormierung*. Aus dieser Grenzsituation, aus dieser Marginalisierung aber erfolgt genau das eigene Schreiben, über alle Grenzen hinweg. So also sieht die Sprache der Borderlands, gesprochen und geschrieben von einer selbstinszenierten „Border Woman“, aus.

Die unaufhörliche Bewegung – wie etwa die der ‚losen‘ Zunge im offenen Mundraum – ist das Grundmotiv des gesamten Buchs. So heißt auch der erste Teil „Atravesando fronteras / Crossing borders“, während auch der zweite Teil letztlich die Bewegung im Wind des Titels trägt: „Un agitado viento / Ehécatl, the wind.“ Der erste Teil ist in Prosa abgefasst, der zweite Teil wiederum enthält Gedichte, so dass sich quer durch das Buch auch immer wieder die Beziehung zwischen erstem und zweitem Teil, zwischen den Grenzräumen von Prosa und Lyrik zieht. Beide Teile sind wechselseitig auf sich und auf einander bezogen, können also gleichsam parallel gelesen werden.

Die theoretischen Grundlagen von *Borderlands / La Frontera* freilich werden im ersten Teil gelegt, so dass ich mich im Kontext unserer Vorlesung auch etwas stärker mit diesem beschäftigen möchte, ohne den zweiten Teil auszuschließen. Dieser erste, diskursive – wenn auch Gedicht- und Liedformen integrierende – erste Teil ist in sieben Abschnitte eingeteilt, der zweite Teil in deren sechs. Diese Grundstruktur ist wichtig – bitte achten Sie stets auf derartige einfach zu identifizierende paratextuelle Elemente! Denn gleichsam im Zentrum des Buches findet sich das siebte Kapitel, zu dem alle anderen Kapitel und Abschnitte hinführen. Ich werde mich mit diesem siebten Kapitel gegen Ende unserer Beschäftigung mit Gloria Anzaldúa etwas näher auseinandersetzen.

Die Erzählerin betont immer wieder ihre vielfältigen Beziehungen zu indigenen Kulturen und Mythologien. Von Beginn an ist das mythische Ursprungsland der Azteken, *Aztlán* im heutigen Südwesten der USA, präsent. Es erscheint immer wieder als territorialisierbarer und doch nie völlig territorialisierter Ursprungsort einer Bewegung, die gleichsam migratorisch wieder von Mexiko aus in den Norden, in die Vereinigten Staaten des Nordens<sup>21</sup> zurückgekommen ist. Dieser Teil des ehemaligen Mexiko gehört zu jenem riesigen Territorium, das in

---

21 Vgl. zu dieser an José Martí angelehnten Ausdrucksweise den siebten Band der Reihe „Aula“ in Ette, Ottmar: *Erfunden Gefunden* (2022).

der sogenannten „Guerra de rapiña“, im Beutezug der USA gegen den Nachbarn im Süden Mitte des 19. Jahrhunderts, verloren ging. Doch die Geschichte dieses Landes, dieses Territoriums, die in *Borderlands / La Frontera* ausgebreitet wird, geht weit hinter diese geschichtliche Epoche zurück.

Denn Gloria Anzaldúa schreckt nicht davor zurück, die Herkunft der Chicanos bis auf die ältesten Ureinwohner in diesem Raum zurückzuführen, welche bis auf das Jahr 35000 vor Christus zurückdatieren sollen. Davon ausgehend entfaltet sich eine Geschichte der Migrationen, die von Beginn an in ihrer ganzen historischen Breite und Tiefe im Buch erscheint, lange vor der Conquista durch die Spanier und dem räuberischen Krieg gegen die Mexikaner einhundertfünfzig Jahre vor der Niederschrift ihres Bandes.

Mit der Conquista, dies verdeutlicht dieser erste Teil der *Borderlands* aber ebenfalls, sei eine ‚Rasse‘ entstanden, die niemals zuvor bestanden habe: die ‚Rasse‘ der Mestizen.<sup>22</sup> Gloria Anzaldúas Rassebegriff ist von José Vasconcelos ererbt und wird hier in Anführungszeichen gesetzt, um unsere Distanz zu diesem Konzept zu signalisieren. Etwa gut einhunderttausend Mexikaner blieben nach der Grenzziehung durch die USA trotz angloamerikanischem Terrorismus in den USA, wenn viele auch wegzogen und sich nach México aufmachten. Gloria Anzaldúa vergisst nicht, den Traum aller Mexikaner zu erwähnen, nämlich das Land im Norden zurückzuerobern und in den Armen blonder „Gringas“ zu liegen.<sup>23</sup> Dies wird in den Kontext des illegalen massenhaften Überquerens der schon vom republikanischen US-Präsidenten Ronald Reagan so genannten ‚Frontlinie‘, des Río Grande, eingebettet. Auf diese Weise entsteht im Kontext des den Grenzfluss durchquerenden „Mojado“ eine dritte Kultur, eine Grenz-Kultur, wie uns Anzaldúas Text in seiner Diskursivität versichert.

Die Ich-Erzählerin sieht sich als erste von insgesamt sechs Generationen, die erstmals das angestammte Tal ihrer Eltern, ihrer Urgroßeltern und Ururgroßeltern verlassen wird. Auch in diesem Zusammenhang ist wieder die (migratorische) Bewegung von zentraler Bedeutung für diese Literatur, für dieses Schreiben ohne festen Wohnsitz, das weder bezüglich des Territoriums noch der Sprachen, weder bezüglich der Kulturen noch ihrer Geschlechtlichkeit Grenzen und damit eine feste Ordnung akzeptiert.

So wird diese Bewegung folgerichtig ebenfalls geschlechterspezifisch als Grenzüberschreitung, als ein *Queren* der Grenzen gedeutet. Denn früher habe es für die Frauen nur drei Bewegungen und Richtungen gegeben: erstens in die Kirche als Nonne, zweitens auf die Straße als Prostituierte und drittens ins

<sup>22</sup> Anzaldúa, Gloria: *Borderlands / La Frontera*, S. 5.

<sup>23</sup> Ebda., S. 10.

Haus als Ehefrau.<sup>24</sup> Heute gebe es freilich noch einen vierten Weg: den der Erziehung, Bildung und Karriere, was aber nur sehr wenige betreffe, nur sehr wenigen gelinge. Die Ich-Erzählerin gehört wie die Autorin von *Borderlands / La Frontera* durch den Besuch der im letzten Zitat erwähnten Universität dazu.

Die Behauptungen im fortlaufenden Text werden dabei immer wieder durch absichernde, zum Teil wissenschaftliche Fußnoten unterstützt: Keine Überraschung also, dass Gloria Anzaldúa später mit einer neuen Arbeit ihren akademischen Dokortitel im Bereich der *Queer Studies* anstrebte. Vor allem aus der mestizisch konstruierten Herkunft resultiert die Notwendigkeit, eine eigene mestizische Kultur zu schaffen, eine Kultur, die nicht mehr männlich beherrscht sein darf und die im Grunde auch Geschlechtergrenzen querende Züge aufweisen müsse. So ist das Bild der schon im Titel des Bandes auftauchenden *New Mestiza* zu verstehen.

Auch in diesem Zusammenhang und für diesen Zweck fehlt es nicht an Genealogien und genealogischen Verankerungen, etwa zu den Erdgöttinnen und insbesondere zu Coatlicue, einer zentralen Figur aus der Náhuatl-Mythologie. Die zuerst von einem Indiojungen aufgefundene und gegen die spanischen Jungfrauen im Vorfeld der Unabhängigkeitsbewegung<sup>25</sup> aufgebotene „Virgen de Guadalupe“ wird in diesen historischen Kontext gestellt;<sup>26</sup> und sie werde als religiöse und nationale Identifizierungsfigur der Mexikaner\*innen im Grunde noch heute mehr verehrt als Jesus oder Gott Vater, wie es im Text heißt. Gloria Anzaldúa hat ihren Text so stark mit diskursiven Teilen gespickt, dass dem Lesepublikum dann auch für die Interpretation der Gedichte grundlegende Vorgaben mitgeliefert werden: Es ist, als sollte eine völlige Offenheit der Deutung von Seiten der Leserschaft unterbunden werden.

Ich möchte Ihnen gerne an dieser Stelle eines der Gedichte aus dem letzten Abschnitt des zweiten Teils dieses Buches vorstellen; ein Gedicht, das erneut die Frage der Grenze thematisiert und zugleich zeigt, wie sehr die ständige Überquerung von Grenzen und Grenzziehungen auch auf durchaus diskursive Weise in der Lyrik in Szene zu setzen ist:

**To live in the Borderlands means you**  
 are neither *hispana india negra española*  
*ni gabacha, eres mestiza, mulata*, half-breed  
 caught in the crossfire between camps

<sup>24</sup> Ebda., S. 17.

<sup>25</sup> Vgl. hierzu den fünften Band der Reihe „Aula“ in Ette, Ottmar: *Aufklärung zwischen zwei Welten* (2021), S. 522 ff.

<sup>26</sup> Vgl. zum Gesamtzusammenhang dieser Symbole den siebten Band der Reihe „Aula“ in Ette, Ottmar: *Erfunden Gefunden* (2022), insb. S. 363–365.

while carrying all five races on your back  
not knowing which side to turn to, run from;

To live in the Borderlands means knowing  
that the *india* in you, betrayed for 500 years,  
is no longer speaking to you,  
that *mexicanas* call you *rajetas*,  
that denying the Anglo inside you  
is as bad as having denied the Indian or Black;

*Cuando vives en la frontera*  
people walk through you, the wind steals your voice,  
you're a *burra*, *buey*, scapegoat,  
forerunner of a new race,  
half and half –both woman and man, neither–  
a new gender;  
[...]

In the Borderlands  
you are the battleground  
where enemies are kin to each other;  
you are at home, a stranger,  
the border disputes have been settled [...]

To survive in the Borderlands  
you must live *sin fronteras*  
be a crossroads.<sup>27</sup>

Charakteristischweise endet dieses Gedicht gerade mit dem Unterlaufen der Grenzmetapher, obwohl deren Negation natürlich immer noch die Grenze und deren Metaphorik im Bewusstsein hält: Die Grenze wird nicht negiert oder ignoriert, sondern als solche *missachtet* und im Bewusstsein gehalten. Es geht deutlich um eine stärkere Orientierung an der Kreuzung, an der Bewegung, an der *Vektorisierung* des Denkens, Fühlens, Schreibens und sich immer wieder neu Suchens. Dies, so scheint mir, ist der *spiritus rector* des gesamten Bandes: ein *spiritus vector*.

Es ist in diesem Gedicht überdeutlich, dass die eigentliche Bewohnerin der Grenze die Marginalisierte und Beschimpfte, die Ausgestoßene und Belächelte ist, die über keine soziale Anerkennung verfügt und ebenso sozial wie ethnisch sowie gendermäßig als Frau benachteiligt und disqualifiziert ist. Die Mestizin und Mulattin wird im Gegenzug zur eigentlichen Heldin, die Indigene und

---

27 Anzaldúa, Gloria: *Borderlands / La Frontera*, S. 194 f.

Schwarze wird zur charakteristischen Figur all derer, die als Ausgestoßene und Deterritorialisierte in den Borderlands reterritorialisiert werden. Jedoch nicht in dem Sinne, dass sie in den Grenzen ihren Ort, sondern ihren besten *Bewegungsraum*, ihre „Crossroads“, finden.

Im siebten Kapitel des ersten Teils, das durch seine Zählung wie betont im Zentrum des Buches steht, finden wir viele theoretisch beziehungsweise diskursiv dargestellte Metaphern und Theoriefragmente wie etwa auch „Crossroads“, die wie im oben angeführten Gedichtauszug eine lyrische Form annehmen. Sie alle werden hier in Form eines diskursiven Theorie-Lagers versammelt. Ein ähnliches Verfahren findet sich verstreut in vielen anderen Passagen von Anzaldúas *Borderlands / La Frontera*, so dass ich an dieser Stelle gerne abschließend auf das zentral gestellte Kapitel des ersten Prosateils eingehen möchte.

Dort finden wir in zwei Abschnitten, die unter den Titeln „A Tolerance for Ambiguity“ und „El camino de la mestiza / The Mestiza Way“ stehen, wichtige Orientierungspunkte für eine kurze abschließende Deutung dieses Bandes, der auf ständigen und unabschließbaren Bewegungen basiert und wie die Zunge der Erzählerin nicht stillgestellt werden kann. Ich will Ihnen gerne einen Auszug aus beiden Abschnitten präsentieren:

The new *mestiza* copes by developing a tolerance for contradictions, a tolerance for ambiguity. She learns to be an Indian in Mexican culture, to be Mexican from an Anglo point of view. She learns to juggle cultures. She has a plural personality, she operates in a pluralistic mode — nothing is thrust out, the good the bad and the ugly, nothing rejected, nothing abandoned. Not only does she sustain contradictions, she turns the ambivalence into something else.

[...]

She reinterprets history and, using new symbols, she shapes new myths. She adopts new perspectives toward the dark skinned, women and queers. She strengthens her tolerance (and intolerance) for ambiguity. She is willing to share, to make herself vulnerable for foreign ways of seeing and thinking. She surrenders all notions of safety, of the familiar. Deconstruct, construct. She becomes a *nahual*, able to transform herself into a tree, a coyote, into another person. She learns to transform the small 'I' into the total Self. *Se hace moldeadora de su alma. Según la concepción que tiene de sí misma, así será.*<sup>28</sup>

In diesen beiden Passagen wird das Problem der Toleranz, aber auch der Intoleranz angesprochen.<sup>29</sup> Dabei geht es in erster Linie gleichsam um eine intern gedachte Toleranz, um das Widersprüchliche, um das Andere in sich selbst

<sup>28</sup> Ebda., S. 79–83.

<sup>29</sup> Vgl. zu dieser Problematik Ette, Ottmar: El respeto de la diferencia genera la tolerancia. Seis tesis. In: *Humboldt* (Bonn) XLIV, 135 (2002), S. 22–27.

zuzulassen. Man könnte dies als eine Toleranz gegenüber dem *Viello-logischen*, dem Paradoxen, dem sich eigentlich Widersprechenden bezeichnen.

Es handelt sich dabei um eine kulturtheoretisch wie philosophisch interessante, ja spannende Konzeption, die durchaus mit dem Konzept Kristevas und dem *Etrangers à nous-mêmes* sehr direkt in Verbindung gebracht werden kann,<sup>30</sup> zumal beide Ansätze auch relativ zeitgleich in Buchform vorlagen. Das Thema einer Problematisierung von Alterität lag offenbar zum damaligen Zeitpunkt in der Luft. Implizit zeichnet sich in beiden Ansätzen ein Hinausgehen über die binär strukturierte Konzeption der Alterität ab, insofern sich jenseits des Anderen ein *Weiteres*, eine Erweiterung des Denkens jenseits einer Opposition von ‚Eigenem‘ und ‚Anderem‘ oder ‚Fremdem‘ eröffnet.<sup>31</sup> Dort, wo Kristeva nicht zuletzt unter psychoanalytischen Vorzeichen das Andere in das Eigene hineinholt, arbeitet Anzaldúa den Mythos von der neuen, queeren *Mestiza* aus, auf welche die üblichen Gegensätze der anglonormierten Gesellschaft nicht mehr angewandt werden können.

Dabei ist das einfache Ich nun in *Borderlands / La Frontera* nicht mehr das allein beherrschende, sondern ein Selbst als Identitätsform gleichsam im Plural, abhängig unter internen, aber auch – wie wir deutlich sehen – unter äußeren Gesichtspunkten. Das Ich ist zu einem facetten- und identitätsreichen Wesen, zu einer vielperspektivischen Persönlichkeit geworden, was interne Widersprüche, die ausgehalten und toleriert werden müssen, beinhaltet. Denn dieses Ich ist zu einer schillernden *Figura*<sup>32</sup> und zugleich zu einem vielgestaltigen Mythos geworden, der in den verschiedensten Seins-Formen im Grenzland auftritt. Die *New Mestiza*, deren nicht unproblematische kulturtheoretische Herkunft wir bis hin zu José Vasconcelos untersucht haben, avanciert so bei Gloria Anzaldúa zur mythischen Inkarnation aller autobiographisch unterlegten Projektionen ihrer *queeren* Schöpferin.

Daher ist es bemerkenswert, dass wir es in *Borderlands / La Frontera* mit einer sehr bestimmten Form von Autobiographie zu tun haben, die als experimentelle Form vielleicht am deutlichsten in den siebziger Jahren, genauer im Jahre 1975 mit *Roland Barthes par Roland Barthes* sehr überzeugend ausgeführt

30 Vgl. Kristeva, Julia: *Etrangers à nous-mêmes*. Paris: Librairie Arthème Fayard 1988.

31 Vgl. hierzu Ette, Ottmar: Weiter denken. Viellogisches denken / viellogisches Denken und die Wege zu einer Epistemologie der Erweiterung. In: *Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte / Cahiers d'Histoire des Littératures Romanes* (Heidelberg) XL, 1–4 (2016), S. 331–355.

32 Vgl. hierzu Gwozdz, Patricia: *Ecce figura. Anatomie eines Konzepts in Konstellationen*. Potsdamer Habilitationsschrift 2022.

und in Szene gesetzt wurde.<sup>33</sup> Es handelt sich dabei um ein grammatikalisches Heraustreten aus dem Ich mit Hilfe einer Rede in der dritten Person Singular, was Distanzierungen, neue Fokalisierungen und ständig wechselnde Perspektiven nicht nur zulässt, sondern geradezu erfordert.

Dies bedeutet freilich im Falle Anzaldúas keineswegs die Aufgabe eines Ich-Standpunkts, wie wir bereits sehen konnten. Aber es ist der Einstieg in eine literarische Form, die sich ihrer selbst durch beständige Querungen zwischen fiktionalen und diktionalen Schreibweisen versichert und diese Widersprüche ebenfalls für das eigene Schreiben nutzt. Das Ich setzt sich nicht länger aus Kontinuitäten, sondern aus voneinander weitgehend unabhängigen, paradoxen, von Widersprüchen überschatteten Positionen zusammen, welche dieses Ich nicht länger in eine kontinuierliche Seelenlandschaft, sondern in eine von zahlreichen Diskontinuitäten durchzogene archipelische Landschaft verwandeln. Das Ich ist ein Archipel: Es setzt sich aus unterschiedlichen Sprachen und Kulturen zusammen, die nicht mehr einfach miteinander identifizierbar sind und keine stabile Einheit mehr bilden. Denn ist dieses Ich für die *Anglos* eine Mexikanerin, so ist diese Mexikanerin für die Mexikaner eine *Indígena*, eine Indianerin, die aus der *Náhuatl*-Mythologie Elemente versammelt, die sie in die US-amerikanischen Borderlands einspeist.

Gloria Anzaldúas *Borderlands / La Frontera* ist ein zutiefst *fiktionaler* Text, der gerade aus diesen ständigen Querungen seine Reibungen, seine Spannungen erzeugt und von daher auch rezeptionsgeschichtlich stark gewirkt hat. Es handelt sich um eine Literatur ohne festen Wohnsitz, die auch die Bilder vom Selbst in ständiger Bewegung zu halten versucht, weil das ZwischenWelten-Schreiben in den Borderlands ständige Mobilität voraussetzt. Die texanischen Borderlands von Gloria Anzaldúa sind keine Fläche, kein kontinuierliches kontinentales Territorium, sondern eine Welt, die aus Inseln gemacht ist, eine *Insel-Welt* und *Inselwelt*, deren paradoxe Logiken relationaler Natur sind.

---

<sup>33</sup> Vgl. hierzu das entsprechende Kapitel in Ette, Ottmar: *LebensZeichen. Roland Barthes zur Einführung*. 2., unveränderte Auflage. Hamburg: Junius Verlag 2013.